

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 69 (1986)
Heft: 4

Artikel: Kurt Tucholsky als Gesellschafts- und Religionskritiker
Autor: Kahl, Joachim
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-413281>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 23.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kurt Tucholsky als Gesellschafts- und Religionskritiker

Kurt Tucholsky, der vor fünfzig Jahren – im Dezember 1935 – aus Verzweiflung über den Sieg des deutschen Faschismus seinem Leben selbst ein Ende setzte, war einer der brilliantesten Schriftsteller und Publizisten der Weimarer Republik. Dass er das preussisch-deutsche Beamten- und Spiessertum kritisierte, den preussisch-deutschen Militarismus, den Opportunismus der Sozialdemokratie und der Gewerkschaften, dogmatische Verkrustungen der KPD aufs Korn nahm, vor allem aber die Nazis bekämpfte – dies alles ist weithin bekannt.

Weithin unbekannt dagegen ist, dass sein gesellschaftskritisches Engagement verquickt war mit leidenschaftlichem Antiklerikalismus, mit zugespitzter Religions- und Ideologiekritik. Erst Tucholskys hintergründige Philosophie, die – ohne je systematisch ausformuliert worden zu sein – zum Materialismus und Atheismus neigte, eröffnet ein tiefergehendes Verständnis seines Werkes, das manchem seiner zahlreichen Liebhaber fehlt.

Zur wirklichen Kenntnis Tucholskys gehört die Kenntnis seines philosophisch-ethischen Standortes, wie er am prägnantesten in den «Briefen an eine Katholikin» dargestellt ist. Diese Briefe sind erstmals 1970 veröffentlicht worden. Sie richteten sich an **Marierose Fuchs**, eine katholische Journalistin, die 1929 Tucholsky in einer Rezension kritisiert hatte. Tucholskys Antwort darauf leitete den Briefwechsel ein. Alle folgenden Zitate stammen aus diesem Buch.

Marierose Fuchs hatte geschrieben: «Aber Tucholsky scheut auch vor Frechheit und Gemeinheit nicht zurück. Es ist da ein Schuss Bosheit zuviel, der ihm bei aller Begabung eigentliche Grösse verwehrt. Eine Lust zum Niederreißen, Zersetzen. Tucholsky sieht beinahe immer nur die faule Seite. Damit baut man nicht auf.»

Weiter bemängelte Marierose Fuchs:

«Aber da ist, wesentlicher, ein anderes: Ein erschreckender Mangel an Ehrfurcht vor fremder Überzeugung. Herumreiterei auf der Rolle der Kirchen im Weltkrieg, ohne tiefer zu schauen, Parodie auf die Bergpredigt: Gott – das sind so einige Sünden... Ihm fehlt da der Takt. Er bespeit, was Hunderttausenden heilige Wirklichkeit ist.»

Dies wollte Tucholsky nicht auf sich sitzen lassen. Zu seiner Rechtfertigung antwortete er:

«Ist nicht überall sauber unterschieden zwischen der Kirche als Hort des Glaubens, über den ich mich niemals lustig gemacht habe – und der Kirche als politischer Institution im Staat? Über die letztere allerdings... da gibt es wohl keinen guten Witz, den ich jemals ausliesse. Wie 'Herumreiterei auf der Rolle der Kirchen im Weltkrieg ohne tiefer zu schauen' – gnädige Frau, haben Sie einmal tiefer geschaut, zum Beispiel in ein Massengrab? Ich aber... Ich gebe Ihnen privat zu bedenken: nicht alle Wege führen über Rom. Wir ändern – auch wir suchen. Und lachen nur über die, die versuchen, die Lehre eines grossen Revolutionärs und reinen Menschen mit den Bedürfnissen spiessiger Kleinbürger in Einklang zu bringen.»

In diesem ersten Brief Tucholskys an Marierose Fuchs sind bereits einige charakteristische Motive seiner antiklerikalen Position benannt:

- er unterscheidet die Kirche als Glaubensgemeinde von der politischen Institution Kirche,
- er bezieht sich auf das Erlebnis des Ersten Weltkrieges, der seine Zweifel an Kirche und Gottesglauben bekräftigt hat,
- er verehrt gleichwohl Jesus als reinen Menschen und Revolutionär,

- er wendet sich gegen Besserwissererei und Rechthaberei und sieht Suchende in allen weltanschaulichen Lagern.

In systematischer Gliederung lässt sich Tucholskys Position in den «Briefen an eine Katholikin» wie folgt darstellen. Mit einem Wort Max Webers bezeichnet er sich als «religiös un-musikalisch»: «mein Herz schlägt nicht schneller, wenn einer Orgel spielt – die kirchlichen Einwände gegen Nietzsche scheinen mir dünn ... aber da lasse ich mich belehren.» An anderer Stelle nennt er sich einen «vergnügten Heiden», der auch ohne katholischen Glauben gut leben könne – wie viele Millionen Menschen.

Von daher empfiehlt Tucholsky auch den Kirchenaustritt: «Sie sehen, sehr verehrte gnädige Frau, dass hier kein patentierter Freidenker spricht. Keiner, der da glaubt, mit einer Feuerverbrennungskasse sei die Glaubensfrage gelöst. Solange aber die katholische Kirche in allen entscheidenden Fragen bei den Unterdrückten ist, solange sei es jedem verständigen und klassenbewussten Arbeiter, jedem Angestellten empfohlen, aus der Kirche auszutreten.»

Wie dieses Zitat erkennen lässt, war Tucholskys Empfehlung des Kirchenaustritts mit einer kritischen Distanz zur organisierten Freidenkerbewegung verbunden, sofern diese dogmatisch und sektiererisch auftrat und in der Werbung für Feuerbestattung den kulturellen Angelpunkt ihrer weltanschaulichen Strategie entdeckt zu haben vermeinte.

Dank dieser unabhängigen Position konnte Tucholsky glaubwürdig für einen niveauvollen und toleranten Dialog zwischen Katholiken und Freidenkern plädieren. In einem Brief an Marierose Fuchs, der als einziger aus der Sammlung bereits 1930 in der «Weltbühne» veröffentlicht worden war, schrieb er:

«Sie hatten die Freundlichkeit, einmal das zu tun, was in Deutschland so selten ist: über den trennenden Graben hinüber nicht mit faulen Äpfeln zu werfen, sondern Briefe von Verstand zu Verstand zu schreiben. Händedruck und Dank. Die Unterhaltung zwischen Freidenkern und Katholiken geht gewöhnlich nach folgendem Schema vor sich. Die einen sagen: 'Heuchler! Reaktionäre! Volksverdummung! Dämlicher Aberglaube! Es lohnt nicht, mit diesen Leuten auch nur ein Wort zu wechseln', und die andern sagen: 'Heiden! Gottlose! Volkszersetzung! Verkommenheit der neuen Zeit! Es lohnt nicht, mit diesen Leuten auch nur ein Wort zu wechseln.' Auf so tiefer Ebene wollen wir unsere Unterhaltung nicht führen.»

Ein Beispiel dafür, wie Tucholsky zu differenzieren verstand, gibt der folgende Abschnitt, der Marierose Fuchs anredet:

«Sie haben mitunter von den Heiden eine Anschauung wie ein Monist von einem katholischen Pfarrer: der ist für ihn eine Schiessbudenfigur, der immerzu mit seiner Köchin liebäugelt, säuft, in seinem tiefsten Herzen das Wort Gottes für Unfug hält und sich einen Bauch anmästet.»

Tucholsky wusste, dass persönliche Verunglimpfungen nicht der Wahrheitsfindung dienen und dass Religionskritik nicht an Gewicht gewinnt, wenn sie ihren Gegenstand künstlich herabsetzt. In diesem Sinne heisst es an anderer Stelle:

«Von Ludendorff soll unter vernünftigen Menschen nicht die Rede sein, nicht von seiner Stammtischphantasie, die den Jesuitismus, das Freimaurertum und die Päpste wild durcheinander würfelt, wie es nur ein bierbeglänzter Generalsschädel auszudenken vermag ... das gehört nach Bayern und soll nur dort bleiben. Auch die etwas klobigen Gottes- und Kirchenlästerungen, denen Sie manchmal ausgesetzt sind, haben nicht meinen Beifall. Damit, dass man die Kapläne als Mädchenverführer und heuchelnde Köchinnenbeischläfer hinstellt, ist keiner Sache gedient – nicht der unsern, nicht der der Arbeiter.»

Tucholskys Souveränität und Fairness im Umgang mit Andersdenkenden, sein charaktvoller Stil der geistigen Auseinandersetzung ist auch heute vorbildlich. Er schreibt:

«Ich glaube nicht, dass ich in achtzehn Jahren Literatur jemals den Fehler begangen hätte, das Zentrum und nun gar die Kirche mit Clichéphrasen zu bekämpfen. Ich lehne das ab. Es gibt selbstverständlich unwürdige Priester, Scheinheilige, Dummköpfe ... alles was man will, Die gibt's unter den Kommunisten (zu denen ich nicht gehöre) auch; die gibt's überall.»

Der Verzicht auf polemische Platitüden und auf antireligiöse Klischees war jedoch für Tucholsky kein Verzicht auf differenzierte Religions- und Kirchenkritik als Bestandteil von Gesellschaftskritik. Unter Berufung auf ein Wort des niederländischen Schriftstellers Multatuli, «Wohltaten in einem wohlgeordneten Staate sind nicht angebracht», schrieb er kritisch zur kirchlichen Almosenpraxis:

«Es erscheint mir grösser, die Ausbeutung zu verhindern als dann, wenn sie geschehen ist, betteln zu gehen und – in allerreinsten, allerbesten, in allerredelster Absicht – zu helfen. Wenn es meist zu spät ist. Besser als nichts ist es schon. Aber den Arbeitern wird nicht mit Wohltätigkeitstees geholfen.»

Tucholskys geistige Grösse beweist sich auch in der Illusionslosigkeit und Konsequenz, mit der er der Versuchung widerstanden hat, die Preisgabe des biblischen Gottesglaubens durch eine pantheisierende Naturverklärung auszugleichen. Eine solche Mystifikation der Natur, wie sie auch heute vielfältig im Bannkreis der Ökologiebewegung gepflegt wird, lehnte Tucholsky ab. Zu seinem weltanschaulichen Profil gehörte es, Widersprüche im Leben der Menschen und im Wirken der Natur vorurteilslos zu erkennen und auszuhalten. Er schreibt:

«Ich habe da einen kleinen Aufsatz von Ihnen gelesen, über die Natur. Indes so ist das nicht. Natürlich ist da

Harmonie, ... – aber es ist nicht nur eine friedliche Harmonie. Ich habe schon so vielen Menschen den Kropotkin unter die Nase gehalten ('Gegenseitige Hilfe im Tierreich') – ich weiss das alles. Aber da wird auch gefressen, mitleidlos zerstört, weil's gleich ist, weil so viel da ist – da ist auch Kampf, erbarmungsloser Kampf, Getöse, Schmutz, Geilheit, Unfruchtbarkeit ... und nicht nur brave Kornblumen. Falsch –?»

Nein, nicht falsch, so lässt sich Tucholsky bekräftigen, sondern höchst bedenkenswert angesichts mannigfacher Versuche, aus der Natur unvermittelt, kurzschlüssig auf das menschliche Leben in der Gesellschaft zu schliessen.

Dass Tucholsky nicht nur Dialogbereitschaft mit klarer Parteinahme verband, sondern das Gespräch auch mit einem munteren Scherz aufzulockern sich bemühte, beweist der Witz, den er an den Schluss eines Briefes stellte und der auch hier den Schluss bilden soll:

«Da kam ein Pfarrer zu einem Versicherungsagenten, der lag im Sterben. Er war ein schlechtes Schaf der Kirche gewesen, alle seine Tage. Und es wird berichtet: 'Der Agent starb ungläubig, wie er gelebt hatte – aber der Pfarrer ging versichert von dannen'.»

Joachim Kahl
in «Der Humanist» 2/86.

Cui bono?

«Widerstrebet nicht dem Übel!»

Sprach's und liess sich kreuzigen.

Nun schadete das zwar dem Übel nicht – aber nutzte es einem Gut?

Theodor Weissenborn